

# In freier Stunde

## „Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(21. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G m. b. H., München 1935.

Mein Gott, der Krieg löschte die Flammen gründlich aus — diese vier langen Jahre. — Und dann wieder zu Hause. Man versuchte, sich zurecht zu finden. Man blätterte in alten Heften. In Büchern, die einem einmal etwas bedeutet hatten. — Und alles war fremd, alles war sinnlos geworden. — Waren wir alle nicht wie durch ein Wunder gerettete Schiffbrüchige . . . von den Leiden des Krieges gezeichnet und mit dem nackten Leben an einen verödeten Strand geworfen? — So — und nun bau dich neu auf! —

Du abenteuerest weiter herum. Ich blieb zu Hause. Und empfand mein Stillstehen wie eine Schmach. Und mein Machtwille und mein Geltungsbedürfnis begannen wieder aufzuglühen, aus verworrenen Wünschen und einem qualenden Nichtwissen. Dahin stieg schließlich doch ein Ziel auf — groß genug — die europäische Politik.

Und ich begann, meinen Weg zu gehen. Zwischen Leuten, die zumeist keinen andern Ehrgeiz hatten, als sich durch die Politik zu bereichern — und die sich das Enriches vous hinter den Kulissen mit zynischer Offenheit zuflüsterten. Diese Herren brauchten Arbeiter, und es war nicht einmal allzu schwer, bis in die Komparserie vorzudringen. Aber dann waren die Posten besetzt. —

Er machte eine lange Pause.

„Und dann — trat Simone in mein Leben. Das Glück hat mich niemals verwöhnt. Auch Simone gewann ich nicht durch einen Zufall. Ich wußte von der ersten Begegnung an, daß diese Frau mein Schicksal sein konnte, daß ihr Reichtum und ihre Beziehungen ein unerhörtes Sprungbrett waren — und ich gelangte durch gemeinsame Bekannte in ihre Nähe. Sie besaß mich kaum. Und obwohl es fast eine Vermessenheit war, an ihren Besitz zu denken, gab ich den Kampf nicht auf. — Einmal begegnete ich ihr in Versailles, nicht zufällig. Ich war damals unserer Botschaft in einem unbedeutenden Posten beigegeben. Ich glaube, ich stand im Jahrbuch unserer Diplomatie so ziemlich an letzter Stelle. —

Wir sprachen wie zwei Menschen, die das Glück genießen, für ein paar Stunden dem konventionellen Betriebe entronnen zu sein. Wir hatten beide am Tage zuvor an einem äußerst steifen Ball der spanischen Botschaft teilgenommen. Ich bemühte mich nicht, wichtig zu sein. Wir gingen durch die Anlagen wie Genesende. Und Simone gab sich natürlich und unbefangen wie irgendein kleines Mädel. Später saßen wir in einem

kleinen Volksrestaurant. Ich schenkte ihr ein paar billige Blumen, ich besinne mich noch ganz genau, sie waren mit Draht auf fremde Stiele gebunden und fielen nachher auseinander.

Und von da an zeichnete sie mich aus. Ich hatte oft Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie lernte meine Pläne kennen und bewunderte sie — und eines Tages bot ich ihr meine Zukunft an. Mehr hatte ich nicht zu vergeben. — Liebe? — Ich hatte keine Zeit für Gefühle. Ich panzerte mich gegen sie. Ich war ein Instrument meines Ehrgeizes — und er spielte nur auf einer Saite.“

Er beugte sich tiefer herab. „Wenn Simone mich betrogen hätte . . .“ — er drehte langsam den Kopf und starrte von unten herauf in Jollis Gesicht, „ich hätte sie gewähren lassen! Ich rechnete fast damit. — Es trat nicht ein.“

Er wiederholte: „Es trat nicht ein!“ Seine Stimme war ausdrucksvoller geworden. Er sah den Bruder lange an, als besänne er sich erst jetzt auf seine Anwesenheit. — „Ich weiß nicht, weshalb ich dir das alles erzähle,“ sagte er etwas brüchig. Und dann wurde sein Blick wieder gläsern und stieß durch Jolli hindurch: „Es ist merkwürdig,“ fuhr er mit einem geheimnisvollen Ausdruck fort, „ich habe mich stets fast abergläubisch davor gefürchtet, Simone zu lieben. Ich wußte dem Alleinsein mit ihr aus. In meiner Vorstellung nahm sie eigentlich nie den Platz meiner Frau ein. Sie war etwas unendlich Kostbares für mich. Ein Talisman. Das Symbol meines Erfolges.“

Jolli preßte die Fingernägel scharf in die Hand hinein. Eine Kälte lief ihm über den Rücken. Ein dämonisches Schicksal streifte ihn fast körperlich. — Die ersten Schatten der Dämmerung begannen sich ins Zimmer zu stellen. Auch die Sonne auf Patinirs großer Landschaft erlosch — und die Rehe flüchteten vor den Jägern in die Dunkelheit, und die Liebespaare wandelten tiefer in den Abend.

Tom ließ die Hände sinken. — „Die Alten haben ihre Götter nicht geliebt — und die Götter nicht die Menschen.“ Der Satz schwebte wie ein Transparent in der Luft und schien langsamer zu verhalten, als gesprochene Worte sonst verklingen.

„Und auf Warjethen geschah das, wovor ich mich solange gefürchtet hatte. — Du kamst zu mir, nach den ersten Worten ahnte ich, was du brachtest; und in diesem Augenblick stürzte die Erkenntnis über mich —

daß ich Simone liebte! — Meine rasende Eifersucht erfuhr eine halbe Beruhigung . . .“

Er brach plötzlich in ein überreiztes, haltloses, erschütterndes Gelächter aus. „Und jetzt ist nicht einmal meine Eifersucht begründet gewesen! — Man deckt sich nach allen Seiten, und ein alberner Ziegel fällt vom Dach. Ein kleiner Rechenfehler. — Nein, mein Alter,“ sagte er fast heiter und schien plötzlich zu erwachen und an den ersten Satz anzuknüpfen: „Ich habe meine Kräfte überschätzt. Das ist alles. Die Jagd nach dem Phantom ist zu Ende. Und das Leben . . . verfehlt? Gut oder böse? — Ach, mein alter Bruder, die menschliche Komödie geht von Anfang an und von Stunde zu Stunde nur auf den Abschluß. Sie ist ein Stück wie alle Stücke. Und wenn du auf dem Schilde stirbst, den du vor dir her trugst, dann blüht das Ende über alles hinweg.“ —

Tolli ging langsam zur Tür. Er drehte unvermittelt das Licht an, ein paar hundert Kerzen, und kam rasch ins Zimmer zurück.

„Wundervoll, Tom,“ sagte er herzlich, „daß wir beide uns mal so richtig ausgesprochen haben! — Und ich denke mir die Geschichte weiter nun so, daß du dich umziehst — Fahrtarten habe ich bereits besorgt — der Zug geht in zwei Stunden, und morgen früh sind wir beide in Warjetshen. — Hast! Tom — jetzt mußt du mich einmal reden lassen.“

Also dann überläßt du Herrn Starosch mir, ja, ich freue mich schon auf das Wiedersehen ganz unbändig. Mit deiner Frau mußt du schon allein fertig werden. Sieh einmal, ich meine, daß die Kleine sich von dir ein wenig vernachlässigt fühlte — ganz bestimmt sogar! — und sich aus Mangel an Beschäftigung auf Dinge einließ, deren Tragweite sie nie im Leben übersah, ja, die sie vielleicht schon bereut. Du müßtest ihre — wie soll ich gleich sagen — romantischen Neigungen auf andere Bahnen lenken — mit ein bißchen Liebe! — Denn die Hauptsache ist“ — er hob plötzlich die Stimme, „daß außer mir kein Mensch etwas von diesen Dingen weiß. Mein Wort darauf! Kein Mensch! — Und dann: es ist ja vorläufig auch noch nichts passiert! Eine Sendung Heizkörper . . . davon werde ich dir später etwas erzählen, sonst nichts. Siehst du, wir graben sozusagen einem totgeborenen Kind die Füße ab, nicht wahr?“ Die Kühnheit dieser Metapher riß ihn vollends fort. Sein Hirn schwemmte Unmengen von Treibholz an, die Tom zu umklammern drängten.

\*

Der Zug stampfte durch die Nacht. Tolli hatte Schlafwagenplätze belegt. Es war eine unnötige Ausgabe. Sie blieben in einem Abteil die ganze Fahrt für sich allein. Unter der abgeblendeten Lampe saßen sie sich gegenüber. Tom in die Ecke gepreßt. Mit geschlossenen Augen, aufrecht, hölzern, bewegungslos und starr. Sein Gesicht schien in dem bläulichen Halbdunkel zusammenzuschrumpfen; es war alt und fahl. Hinter seinem Kopf zog sich ein komischer, gezackter Streifen aus Klöppelspitzen über die Lehne, wie auf einem Kleine-Leute-Sofa.

Zuweilen beschlich Tolli das grauenhafte Gefühl, einem Leichnam gegenüberzusitzen. Wenn der Zug etwas scharf bremste, schwankte Tom leicht vornüber. Das verstärkte noch die graufige Vorstellung. — Einmal setzte Tolli zum Sprechen an, aber die Worte ersticken ihm vor Toms steinernem Gesicht. Er rauchte Ketten, sinnlos und ohne Genuß. Er zündete sich eine Zigarette an der anderen an und stopfte sie oft schon nach ein paar Zügen in den überquellenden Aschenbecher.

Das Abteil war zum Gang hin verhängt. Am Außenfenster stürzte die Nacht lautlos vorüber. Aufblühende Scheinwerfer von Automobilen, rötliche Laternen, trüb erleuchtete Bahnübergänge, schlafende Städte, und das große, sterbliche Tuch der Finsternis. Der Zug donnerte über Brücken, unter denen schwarze träge Ströme dahinkrochen, er ratterte über klappernde Weichen, sauste an Ausschüttungen vorüber, die die Dunkelheit noch vertieften und das Rollen der Räder knallend zurückwarfen. Funkenregen aus dem Schornstein der Lokomotive sprühten rot übers Fenster und versanken im Tau. Sekundenlang jagte an ihnen ein Zug aus entgegengesetzter Richtung dröhnend vorüber — hell — dunkel — dunkel — hell — und wieder dunkel, die wenigen, spärlich erleuchteten Fenster blitzten rasch wie Morse signale in das Abteil hinein und erloschen wie ein halb gesprochenes Wort.

Es war, als wollte diese Nacht nie ein Ende nehmen. Sie lag zwischen Sonnenuntergang und dem neuen Tag wie eine Ewigkeit für sich, abgeschnitten von allem Anfang und allem Ende. Sie war das gespenstliche Wiedererwachen einer Zeit, als die Zeit noch nicht vorhanden war. Schrecklich wie ein Falltraum. Rühmend wie ein Sturz ins Leere. —

Einmal in dieser Nacht stand Tom auf. So unvermittelt und jäh, wie in dem Märchen der Völker die Verzauberten erwachen. Er überstieg mit somnambuler Sicherheit Tollis Beine und ging, ohne sich an den Stangen des Gepäckheges festzuhalten, zur Tür. Die Erschütterung der Fahrt schien sich seinen Bewegungen nicht mitzuteilen. Er schwankte nicht, obwohl der Zug gerade in diesem Augenblick durch eine Kurve flog und Tolli sich unwillkürlich wie im Beiwagen eines Motorrades ein wenig auslegte.

Das Klirren einer Schienenabzweigung übertönte das Auf- und Zurollen der Tür. Einen Augenblick lang stand Toms Schatten reglos wie ein Scherenschnitt auf dem braunen, glattgezogenen Fenstervorhang. Scharf und klar in allen Linien, als hätte er das Ohr gegen das Glas gepreßt und lauschte zu Tolli hinein. Der sah leicht gekrümmt und überwach auf dem Plüschpolster. — Rudartia und steif riß sich Toms Schatten aus dem Rahmen. Wie das Bild einer Laterna magica auf der Leinwand. Und Tolli duckte sich zusammen. Das Blut flug ihm laut in den Hals hinauf.

Jetzt geschieht etwas! Eine entsetzliche Vorstellung sprang vor ihm auf. Grauenhaft deutlich . . . Die Kuppelungsstellen der Schienen tückten zu ihm herauf, rasch wie ein Herz — tack tack tack tack — neunzig, hundert Stundenkilometer Geschwindigkeit, genug, übergenug, um . . . Er war mit einem wilden Sprung bei der Tür. Er riß sie verstimmt auf.

Nein! Nichts! — Tom stand vier oder fünf Schritte von ihm entfernt vor einem geschlossenen Gangfenster, die Stirn gegen das kalte Glas gepreßt, die weißen Knöchel auf der schmalen Rahmeneiste. Er drehte sich nicht um. — Tolli schloß leise die Abteiltür. Mit zusammengepreßten Zähnen tappte er sich bleischwer zu seinem Platz zurück. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn und brach ihm aus allen Poren. Er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht und jappete mit offenem Riefer auf — wie ein Karpfen im sauerstoffarmen Fischbehälter des Delikateshändlers.

Ozon! Luft!! — Er riß das Fenster herunter und redte Hals und Brust weit in den scharfen, würgenden Wind hinaus. Das erfrischte, das tat wohl! Hinter ihm zog es den Rauch in dicken Schwaden aus dem Abteil; es riß ihn hinaus und zerfetzte ihn wie Spinnewebe. Tolli feuerte die fast geleerte Fünfzigerpackung samt dem Bodensatz, der sich noch darin be-

sand, hinterher. Verdammt Giftnudeln! Er zog reuenvoll seine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie fast zärtlich. Gute, kleine Bruyère! — So muß es natürlich kommen, wenn man der alten Liebe untreu wird wegen solcher Dreiminutenbrenner mit festem Preis. — Schäm dich, Joll!

Dann kam Tom wieder. Und der Morgen dämmerte fahl und nebelverhangen auf. Die Telegraphendrähte begannen blank und tauglichernd mitaufzuziehen — und Formen und Farben lösten die beklemmende Vorstellung einer ewigen Fahrt durch ewige Finsternis.  
(Fortsetzung folgt)

## Der Wettlauf

Von P. Bergenholt.

Sie tippelten mit schmerzenden Füßen. An einer geschützten Wegbiegung aßen sie aus einem Pappkarton einen Rest trockenes Brot und etwas gelbrandigen Speck, den sie unterwegs erbettelt hatten. Sie lauteten hungrig und doch widerwillig: „Man müßte wieder mal ordentlich futtern können!“ Der Angeredete nickte und schnalzte mit der Zunge: „Dazu was Gutes trinken! Einen Steinhäger, Wacholder, oder — es könnte meinetwegen auch ein Abteilkör sein!“ Das wiederum erlähnte den ersten: „Dann lieber schon Wein und nachher ein Glas Sekt!“ Und da er nun schon mal in diesen traumhaften Vorstellungen schwelgte, malte er sie weiter aus: „Zum Wein einen Fisch und Braten! Dann Nachtisch, Käse und Brot und Kaffee! Und ganz oben drauf Sekt! Was meinst du zu der Speisenfolge?“ Der zweite blickte traurig auf und würgte an seinem letzten Bissen.

Dann musterten sie sich und fanden sich leidlich aussehend. „Je nobler wir auftreten ...“ begann der erste erneut, geriet aber in die Mahnung des zweiten: „Mensch, hör bloß auf!“ „Wie? ... Sowas erhöht doch den Kredit!“ beruhigte der andere, versiel in ein kleines Schwelgen und lächelte dann piffig: „Ja, so müßte es gehn.“ „Was denn?“ der erste hatte alle Gaunerlust in seinen Augen: „Wir trennen uns hier! Ich gehe vor ins Gasthaus! Du kommst etwas später! Zuerst erkennen wir uns nicht! ... Das andere laß meine Sorge sein!“ „Wenn's dann aber mehr Gasthöfe gibt?“ gab der zweite zu bedenken. „Quatsch! In sonem Nest gibt es nur ein Haus ersten Ranges! Und das wirst du wohl ausbaldornern können,“ verwies ihn der erste und kramte dann in seinem Rucksack.

Daraus holte er zwei noch recht ansehnliche Wettertragen, in deren kostenlosen Besitz sie vor drei Tagen erst gelangt waren. Sie hürketen mit ihren Rockärmeln die Hutfrempen, betrachteten sich abwechselnd in einer Spiegelscherbe und waren zufrieden: „Picobello seh'n wir aus!“ Damit trennten sie sich wohlgenut und gingen auf verschiedenen Wegen auf das behäbige Dorf zu.

Als der zweite die Gaststube betrat und sich in eine Ecke setzte, löffelte der erste bereits die Suppe: „Ausgezeichnet, Herr Wirt! Ein Kompliment für Ihre Frau!“ Der Wirt war geschmeichelt. Die Tochter aber, ein junges, lebenshungriges Ding, wandte ein: „Die Küche besorge ich, weil meine Mutter erkrankt ist!“ Das machte den Gast traurig: „Hoffentlich ist es nichts Schlimmes?“ „Ach nein, das nicht!“ lächelte das Mädchen. „Gott sei Dank!“ atmete der Gast befreit auf, und während die Junge abräumte, legte er wie zufällig seine Hand auf die ihre. Das Mädchen sah ihm nicht unzärtlich in die Augen und wandte sich dann dem Neugekommenen zu. „Womit darf ich dienen?“ Der aber wurde der Antwort enthoben, denn nun rief der erste: „Ja, seh ich recht?! ... Wie kommen Sie denn hierhin, alter Freund!“ Der kniff die Augen ein, als müsse er genau hinschauen, wer ihn da anrede; dann aber brach auch aus ihn eine jähe Freude: „Nein, so eine Lieberaschung! Das hätt' ich mir nicht träumen lassen!“ Und der erste wendete ihn her und hin, wie es alte Bekannte nach langer Trennung tun: „Lassen Sie sich anseh'n ... Unverändert! Sie sind wohl wieder auf heimatkundlicher Wanderung?“ „Je nun, man dient der Menschheit, wie man kann!“ lächelte der zweite und tat sehr bescheiden.

„Und Sie selbst, mein Freund?“ fragte er. „Ich bin einigen wertvollen Merkmalen auf der Spur!“ gab der zurück. „Aber davon wollen wir später reden! Jetzt sehen

wir uns zusammen und feiern Wiedersehen! ... Kommen Sie! Kommen Sie! ... Sowas will festlich begossen werden!“ Und er geleitete den anderen an den Tisch und er lobte wieder: „Die Küche ist hervorragend, der Wein vortrefflich!“ „So bringen Sie mir dasselbe!“ bat der zweite das aufwartende Mädchen. „Und was für ein reizendes Mädell!“ raunte der erste, aber so, daß man's hören konnte. Die Junge schwamm in einem Meer von Seligkeit und wurde noch stiller und zutraulicher. Der Wirt wisperte ihr zu: „Sind zwei Studierte! Wenn sie auch nicht vornehm ausschauen, gemerkt hab' ich's doch gleich! — Schmeckt's?“ fragte er.

Die Beiden aßen einen zart blätternden Fisch, saftigen Kalbsnierenbraten mit Beilage, Käse und Brot. Dazu tranken sie zwei Flaschen Deidesheimer Riesling und wurden lustig und fast ausgelassen. In dieser glänzenden Stimmung wies sie auf ein Plakat: „Sekt haben Sie auch? ... Her damit! ... Dürfen wir Sie einladen, schönes Kind?“ Der Vater nickte. Die Augen des Mädchens leuchteten. Sie sah bei ihnen, ließ sich die Hände drücken, duldete die kleinen Zärtlichkeiten und wünschte, daß sie lange dableiben möchten. Aber dann ging's doch ans Zahlen und das gab einen edlen Wettstreit: „Ich zahle!“ rief der erste. „Nein ich!“ bestand der zweite darauf. Der erste zog die Kleine vertraulich an sich: „Hören Sie nicht auf ihn! Der hat kein Geld!“ „Hoho! Umgekehrt! ... Der hat kein Geld!“, begehrte der zweite lustig auf und zog das Mädchen sanft in seine Arme. Das Mädchen, der Wirt, die beiden: alle lachten hell auf! ...

Wir werden zur Entscheidung noch einen Wettlauf machen müssen mit Gepäck! ... Das ist mal was Neues!“ gab der erste zu erwägen, und der andere schlug kampffroh ein: „Angenommen!“ „Einen Wettlauf?“, dröhnte lachend der Wirt. „Ja“, bestätigte der erste und blinzelte dem Wirt zu: „Haben Sie einen schweren Schinken? ... Wir wollen ihm das Gepäck fühlbar machen!“ „Den hab ich!“, rief der Wirt. „Her damit!“, dekretierte der erste. Der zweite aber protestierte: „Dann muß ich mindestens 100 Schritt Borgabe haben!“ „Einverstanden!“, erklärte der erste und packte mit Hilfe des Wirts den Beinschinken in den Rucksack, den er dem Freunde aufschnalzte. „Da möchte ich Schiedsrichter sein!“ jubelte das junge Ding. „Gut, geh'n Sie an die Chauffeebiegung!! Wer zuletzt bei ihnen ist, muß berappen!“ Damit traten sie wos Haus.

Das gab einen Mordshallo. Fenster taten sich auf. Neugierige sammelten sich. Ermunternde Zurufe erschollen. Der Wirt wölbte den Bauch vor, als das Mädchen verschwunden war. „Fertig! Los!“ schrie er. Der mit dem Rucksack rannte wie besessen. Dann sprang der andere hinterher. Das Mädchen stand da, wartete und hatte nichts dagegen, daß der Erstangekommene sie herumwirbelte und küßte. Und als der andere folgte, jauchzte sie, als auch der sie in seine Arme nahm. Dann aber stand sie betroffen. Die beiden liefen gleich weiter! Liefen! Liefen! Bis sie im schützenden Waldrand verschwanden. Was bedeutete das? Sicher einen neuen Unfinn! Die Kleine lachte zunächst. Dann wartete sie vergeblich. Dann ging sie traurig nach Hause. Der Wirt tobte über die Schadenfreude der übrigen. Er wettete: „Diese Lumpenbagage!“ Er trank sich einen zornigen Rausch an. Es wurde Nacht darüber. Das junge Ding ging schlafen, dachte an die beiden, schämte sich, lehnte sich dennoch nach Küffen und weinte leise ...

# Der Einschreibebrief

Von Otto Wilhelm Beise

Natürlich war die Lage, in der sich Manteuffel eben — oder schon wieder? — befand, keine neue in seinem Leben, das er sozusagen von einem Honorar zum andern fristete. Aber selbst ein Dichter oder einer, der es zu sein glaubt, lebt nicht vom Dichten allein, sondern er hat daneben sehr wirklichkeitsnahe und sehr menschliche Bedürfnisse.

Mit einem Wort: Manteuffel war wieder einmal so weit. Und das bedeutete, daß er eine Woche lang seine Schreibmaschine nur dazu benutzte, höfliche Erinnerungsschreiben an Redaktionen und Verlage in die Welt zu setzen, und als diese Woche zu Ende war, war auch Manteuffels Geld so gut wie zu Ende. Alles Spähen nach dem Gelbbriefträger war vergeblich. Entweder betrat er überhaupt nicht die Straße, in der Manteuffel wohnte, oder er ging stolz und gleichgültig an Manteuffels Haus vorbei. Oder schließlich — was das Allergeringste und nach Ansicht Manteuffels ein schlagender Beweis von Charakterlosigkeit und niedriger Gesinnung war — er ging zwar ins Haus hinein, aber er überbrachte nur eine fette Postanweisung an Herrn Meisede, den Flurnachbar, der doch ohnehin gut gestellt war und sein reichliches Auskommen hatte.

In solchen Augenblicken, die andere Menschen an den Abgrund der Verzweiflung zu treiben und Selbstmordgedanken zu wecken pflegen, wurde Manteuffel gewohnheitsmäßig leichtsinnig. Denn er war ein Dichter, und als solcher hatte er, seiner eigenen Ueberzeugung nach, keine Verpflichtung übernommen, sich wie ein ordentlicher Staatsbürger zu verhalten. Er kratzte also den letzten kümmerlichen Rest seines Geldes zusammen — und war fest entschlossen, den Sonntag auf irgendeine nette Art zu verbringen. Hinauszufahren ins Grüne, einen kleinen Spaziergang zu machen, eine kleine Wanderung ins Blaue, irgendwo im Freien ein paar Schoppen Bier zu trinken, irgendwo Mittag zu essen, kurzum zu tun, als wäre er ein wohlhabender Bürger.

Früher als er beabsichtigt hatte, und nicht ganz zufrieden gestellt, kehrte Manteuffel von seinem Ausflug zurück. Der Sonntag war über Erwartung heiß geworden, die Hitze hatte sich in einem über das Vorgehene hinausgehenden Bierkonsum geäußert, das Geld hatte also zu einem Mittagessen nicht gereicht, und Manteuffels leise Hoffnung, unterwegs einen anpumpbaren Bekannten oder Freund aufzupapeln, hatte sich als trügerisch erwiesen.

Müde, verdrossen und hungrig betrat Manteuffel seine Wohnung, wo er von der Vermieterin mit der Mitteilung begrüßt wurde, es wäre am Morgen ein eingeschriebener Brief angekommen, der Postbote hätte ihn aber nur an Manteuffel persönlich abgeben wollen.

„Schade,“ sagte Manteuffel. Sein Hirn arbeitete fieberhaft, während er grübelnd in seinem Zimmer auf und ab ging. „Es war natürlich ein Honorar,“ dachte er. „Viele Redaktionen verschiden Honorare, wenn es runde Summen sind, in Einschreiben oder Wertbriefen.“

Die Vorstellung, es könne sich nur um eine runde Summe handeln, beschwingte seine Schritte und durchdrann wohligh sein Blut. „Runde Summen, das sind natürlich große Summen,“ überlegte er. Und der Wunsch, sich recht bald in den Besitz dieser größeren Summe zu setzen, wurde übermächtig. Denn wenn man das Geld hatte, dann würde man irgendwo zu Mittag essen und so das Versäumte nachholen können.

Manteuffel war müde. Aber er war hungrier als müde. „Ich gehe mal eben zur Post,“ sagte er zu seiner Wirtin. Und trabte los.

Die Post war geschlossen. Nur hinter dem Telegramm-schalter hockte ein Beamter, der griesgrämig aussah. Manteuffel verstand das. Wer an einem sonnigen Sonntagnachmittag hinter einem Schalter sitzen muß, der kann nicht gut anders als griesgrämig aussehen.

Manteuffel näherte sich also dem Uniformierten mit bestreidender Liebenswürdigkeit und besänftigendem Lächeln. „Verzeihung,“ sagte er, „Manteuffel ist mein Name. Ich hörte, es soll für mich ein Einschreibebrief angekommen sein... ich war leider nicht zu Hause, heute früh, und...“

„Bedauere,“ unterbrach der Beamte das hilflose Gestammel, „am Sonntag ist keine Briefausgabe am Schalter.“

„Aber der Postbote hinterließ bei meiner Wirtin, ich könnte den Brief hier persönlich abholen,“ loq Manteuffel in seiner Verzweiflung.

„So,“ erwiderte der Uniformierte kinnrunzelnd. „Hat er das wirklich gesagt? Es war sehr leichtsinnig von ihm, aber...“

gut, kommen Sie um fünf Uhr wieder, da löst mich mein Kollege ab, der hat die Schlüssel zum Geldschrank. Ich werde ihn unterrichten.“

„Danke,“ stotterte Manteuffel und schritt etwas gebeugt zur Tür. Es war jetzt drei Uhr, und von der Post bis zur Wohnung waren es gut zwanzig Minuten. Aber er konnte sich doch nicht zwei Stunden hier, in der Nähe der Post, herumtreiben.

Er ging also nach Hause und warf sich für ein Stündchen aufs Bett. Schlafen wollte er nicht, schlafen durfte er auch nicht, denn dann bestand die Gefahr, daß er den Zeitpunkt versäumen würde. Also beschäftigte er sich damit, sich auszumalen, wie er am Abend durch eine sorgsam zusammengestellte Speisefolge seinem Magen endlich zu seinem Recht verhelfen würde.

Pünktlich um fünf Uhr stand er wieder vor dem Telegramm-schalter. Jetzt saß ein anderer, junger Beamter hinter der Glaswand. Manteuffel nannte seinen Namen. „Ich komme wegen meines...“

„Reiß schon,“ sagte der Beamte. „Haben Sie einen Ausweis?“

Nein, einen Ausweis hatte Manteuffel nicht mit. Daran hatte er nicht gedacht. Der Postbote kannte ihn, der hatte niemals ein solches Papier verlangt.

„Schade,“ sagte der Mann hinter dem Glasfenster. „Aber ohne Ausweis kann ich Ihnen denn Brief nicht aushändigen.“

Eine knappe halbe Stunde später war Manteuffel wieder da. Er leuchte hörbar, sein Gesicht sah grau und verfallen aus.

Der Beamte reichte ihm das Empfangsformular zur Unterschriftsleistung heraus. „Zwanzig Pfennig Gebühren,“ sagte er, „Briefausgabe am Sonntag.“

Manteuffel mußte alle Taschen austräumen, um die zwei Groschen zusammenzutragen. Es war wirklich sein letztes, sein allerletztes Geld.

Dann bekam er den Brief. Er öffnete ihn sofort, mit vor Erregung zitternden Fingern.

„Sehr geehrter Herr,“ stand darin. „Wir beehren uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die letzte Rate für die von Ihnen gekaufte Schreibmaschine in Höhe von siebenzehn Mark 50 am 1. Juni fällig gewesen ist. Wir möchten es gern vermeiden...“

Na und so weiter, und so weiter! Was eben schon in einer solchen Zahlungsaufforderung drin zu stehen pflegt.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte der Beamte teilnehmend, da er sah, wie sich das Gesicht Manteuffels veränderte.

„Danke — mir ist ganz gut,“ erwiderte der und schlich langsam zur Tür.

## Zeitschriften

**Japanische Frauen — modernisiert!** So sehr sich auch Japan europäisch gebärde, so hoch auch seine Wolkenkratzer in Tokio oder Osaka in die Höhe schießen, so modern auch seine technischen Einrichtungen sein mögen, so unerwünscht und konservativ ist es auch heute noch in allem, was sich auf das Innere, Seelische bezieht. Auch im Leben der Frau macht sich europäischer Einfluß äußerlich vielfach bemerkbar. Die berufstätige Frau bevorzugt die europäische Kleidung, die praktischer ist und ihr eine größere Bewegungsfreiheit läßt als der Kimono, der bis zu den Füßen reicht und ihr nur abgemessene Bewegungen gestattet. Der japanischen Frau stehen heute alle Gebiete der Wissenschaft und des Sportes offen. Trotzdem hält sie aber innerlich an der alten Ueberlieferung fest. Von diesem reizvollen Zwischenzustand, der sich aus dem Schnittpunkt zweier Kulturrichtungen ergibt, berichtet ein sehr hübscher Bildartikel in der neuesten Nummer (Nr. 47) des Illustrierten Blattes. Das gleiche Blatt bringt von dem Zeichner H. Abecking eine lustige Bildseite „Das Witzmuseum“. Auf die historische Serie „Europäische Fürstenthümer — damals“ sei wiederum hingewiesen. Sie schildert diesmal die Vereinsamung Wilhelms II. nach Bismarcks Sturz. Diese wiederum sehr reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Sonnabend überall für 20 Pfennig erhältlich.